

Miszellen Tagungen Veranstaltungen



Abb. 1: Organisatoren und Unterstützer der Tagung (v.l.n.r.): Dr. Stefan Siemer, Dr. Michael Farrenkopf, Heike Humpf und Prof. Dr. Stefan Brüggerhoff. (© Foto: Helena Grebe, DBM)

„Materielle Kulturen des Bergbaus | Material Cultures of Mining“ Internationale Tagung im Deutschen Bergbau-Museum Bochum

Im Rahmen des von der RAG-Stiftung geförderten Vorhabens „montan.dok 21. Überlieferungsbildung, Beratungskompetenz und zentrale Serviceeinrichtung für das deutsche Bergbauerbe“ veranstaltete das Montanhistorische Dokumentationszentrum (montan.dok) beim Deutschen Bergbau-Museum Bochum (DBM) vom 5. bis 7. Dezember 2019 die internationale Fachtagung „Materielle Kulturen des Bergbaus | Material Cultures of Mining“. Ziel der Tagung im DBM war es, neuere Ansätze der Material Culture Studies methodisch zu reflektieren und auf die jüngere Geschichte des Bergbaus anzuwenden. Nationale und internationale Vortragende setzten sich in moderierten Panels in Fallbeispielen mit unterschiedlichen Objektkategorien auseinander, wobei Wissensobjekte (Rohstoffe und Modelle), Technische Objekte, Alltagsobjekte verschiedener Epochen und Gedächtnisobjekte unter dem Aspekt der Musealisierung im Mittelpunkt standen. Die Vorträge wurden in deutscher oder englischer Sprache gehalten.

Nach der Begrüßung der knapp 90 Tagungsteilnehmerinnen und -teilnehmer durch Heike Humpf (RAG-Stiftung) und Stefan Brüggerhoff (Direktor des DBM) stellte Michael Farrenkopf (montan.dok/DBM) in seinem Einleitungsvortrag „Run auf die Objekte!? Das gemeinsame Erforschen und Sammeln von Bergbauobjekten zwischen Plädoyer und Praxis“ grundsätzliche Überlegungen zur Sammlungsstrategie im montan.dok an. Die zentrale sammlungsbezogene Forschungsinfrastruktur des DBM, Leib-

niz-Forschungsmuseum für Georessourcen, stehe nach dem Auslaufen des deutschen Steinkohlenbergbaus Ende 2018 vor der Herausforderung, inzwischen stillgelegte Großtechnik in die Sammlungen zu überführen und gleichzeitig die bestehenden Bestände für eine wissenschaftliche Erforschung aufzubereiten bzw. bereitzustellen. Zugleich stellte er mit seinem Plädoyer für eine Öffnung musealer Sammlungen für eine technik- bzw. bergbauhistorische Forschung einen für den Fortgang der Tagung zentralen Aspekt heraus. In dem nachfolgenden Beitrag „Mining History in the material turn“ griff Stefan Siemer (montan.dok/DBM) die neueren Diskussionen und Theorieangebote zur Materialität in den Geschichtswissenschaften auf und ging dabei – gleichsam als theoretisches Fundament der Tagung – insbesondere auf den Quellenwert materialer Objekte für die Bergbaugeschichte ein. Bevor Objekte zu „sprechen“ beginnen, bedürfen sie einer umfassenden Kontextualisierung durch Schrift- und Bildquellen, sind zugleich aber auch durch ihre Materialität aussagekräftig. Die Konstruktion von Bedeutung referiert dabei letztlich immer auch auf die stoff- und materialgeschichtlichen Dimensionen von Objektzeugnissen.

Eine vielen Bergbauobjekten eigene Wissensdimension stand im Mittelpunkt der ersten beiden, von Stefan Przigoda (montan.dok/DBM) moderierten Panels. Darin ging es zunächst speziell um das durch Modelle generierte Bergbauwissen. Andreas Benz (TU Bergakademie Freiberg) beschrieb in diesem Zusammenhang die rund 250 Stücke umfassende historische Modellsammlung der TU Bergakademie Freiberg. Ursprünglich zentraler Bestandteil bergmännischer Ausbildung, wurde sie im Laufe des 20. Jahrhunderts historisiert und museali-

siert. Erst durch die Anbindung der Sammlung an das Institut für Industriearchäologie, Wissenschafts- und Technikgeschichte (IW TG) bot sich die Möglichkeit, historische Modelle für die Technikgeschichte zu nutzen und im Lehrplan zu verankern. Neben diesem Bericht aus der universitären Praxis fokussierte der Vortrag von Swen Steinberg (Queen’s University, Ontario, Kanada) auf Bergbaumodelle als Medium des Wissenstransfers im 19. Jahrhundert. Die Bergakademien in Freiberg, Clausthal und Berlin stellten in ihren Werkstätten Modelle als Serienprodukte für einen internationalen Markt her. Insbesondere in den USA spielte dieses modellbezogene Wissen eine bedeutende Rolle und wurde für die jeweiligen Verhältnisse vor Ort adaptiert.

Zwei weitere Vorträge rückten hingegen das aus Rohstoffen sowie ihrer Verarbeitung generierte Wissen in den Mittelpunkt. Ulrike Stotrup (Essen) stellte mit Mineralien und Fossilien das neben der Technik zweite Standbein jeder bergbaubezogenen Lehr- und Sammlungstätigkeit vor. Die Funde aus dem Untergrund, allen voran Kohle und Erze, sind dabei nicht allein Rohstoff, sondern ebenso Wissensträger par excellence, die Auskunft über Lagerstättenverhältnisse oder etwa die Entstehung der Erde bzw. der Evolution geben können. Der Verarbeitung des Rohstoffs Eisenerz in der frühen Eisenzeit widmete sich der Vortrag von Jennifer Garner (DBM/Forschungsbereich Montanarchäologie). Im Mittelpunkt stand hier eine nach historischen Funden gebildete Rekonstruktion eines Rennofens im LWL-Freilichtmuseum Hagen. Erst über dieses Wissensobjekt konnten wichtige nichtmaterielle Praktiken vorge-schichtlicher Eisenproduktion ermittelt werden.



Abb. 2: Das „Book of Abstracts“ zur Tagung. (© Foto: Helena Grebe, DBM)

Technische Objekte standen im Mittelpunkt der beiden folgenden Panels, moderiert von Michael Farrenkopf und Stefan Siemer. Dieser die musealen Sammlungen bis heute dominierende Sammlungsbereich wurde sowohl aus der Perspektive einzelner Objekte als auch aus

museal-denkmalpflegerischen Kontexten heraus thematisiert. So stellte Helmuth Albrecht (TU Bergakademie Freiberg) die in situ erhaltenen Wassersäulenmaschinen im Segen Gottes Erbstollen in der Bergbaulandschaft Gersdorf der Montanen Kulturlandschaft Erzgebirge/Krušnohoří vor. Die Maschinen lassen sich als Teil eines umfassenden, miteinander vernetzten technischen Systems zur Wasserhaltung begreifen und über parallele Überlieferungen etwa in Bauzeichnungen umfassend kontextualisieren. Dieser im Kern systemischen Betrachtungsweise stellte Torsten Meyer (montan.dok/DBM) unter dem Begriff der „Eigenzeit“ die für ein technisches Artefakt – in diesem Falle die ehemalige Abraumbörderbrücke F 60 aus dem Braunkohlentagebau Lichterfeld-Schacksdorf – typischen historischen Prozesse der Umdeutung und des Nachlebens gegenüber. Technisches Objekt und heutiges Gedächtnisobjekt stehen dabei in einem latenten Spannungsverhältnis zueinander. Den Bogen von den singulären technischen Großobjekten hin zu einem mobilen und alltäglichen Kleinobjekt des Bergbaus schlug Stefan Siemer (montan.dok/DBM) in seinem Vortrag über den Filter-Selbstretter Dräger Modell 623. An ihm lässt sich exemplarisch die Kontextualisierung eines technischen

Artefakts von seiner Funktion über seine technische Entwicklung bis hin zu seiner Relevanz im System „Grubensicherheit“ bei seiner Einführung als Standard-Ausrüstungsobjekt des Bergmanns um 1950 nachzeichnen.

Über die (Wieder-)Entdeckung und Restaurierung eines ehemaligen Fahrzeugs der Grubenwehr von Marcinelle berichtete Alain Forti (Le Bois du Cazier, Belgien). Es wurde erstmals bei der Grubenkatastrophe auf dem belgischen Bergwerk Le Bois du Cazier am 8. August 1956 eingesetzt und steht heute innerhalb der Dauerausstellung des UNESCO-Weltkulturerbes exemplarisch für die Geschichte dieses wichtigen Ereignisses der nationalen Bergbaugeschichte. Die Geschichte und Typologie des in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkommenden Malakowturms stellte Norbert Tempel (LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur) vor und ordnete diese Industriearchitektur in einen breiten Kontext bildlicher Überlieferungen ein. Schließlich schilderte Hubert Weitensfelder (Leiter des Sammlungsbereichs Produktionstechnik am Technischen Museum Wien, Österreich), die Entstehung der Schausammlung zur Bergbautechnik im Kontext der mehr als hundertjährigen Museumsgeschichte.

Abb. 3: Blick in das „Auditorium“ des DBM anlässlich der Tagung. (© Foto: Helena Grebe, DBM)



Nach den technischen Objekten widmeten sich die zwei folgenden Panels, moderiert durch Andreas Ludwig (Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam), verschiedenen Aspekten museal überlieferter Alltagsobjekte. Den Auftakt hierzu lieferte Thomas Stöllner (Ruhr-Universität Bochum/DBM), der sich mit dem Alltagswissen beschäftigte, das mit prähistorischen Bergbauobjekten verbunden ist. Dieses auf archäologische Funde bezogene „tacit knowledge“ wird über weite geographische Räume ausgetauscht und bildet eine Grundlage für das soziale Handeln innerhalb von „mining societies“. Wie fruchtbar es darüber hinaus sein kann, sich auf ein konkretes Objekt als Forschungsgegenstand zu beziehen, zeigte der Vortrag von Andrea Riedel (Stadt- und Bergbaumuseum Freiberg) über eine Sammelbüchse der Freiburger Hüttenknappschaft aus dem Jahr 1546. Im Mittelpunkt ihrer Präsentation stand der Wandel vom alltäglich-praktischen Gebrauchsgegenstand hin zu einem Symbol für die Anfänge des Sozialversicherungswesens im sächsischen Bergbau. Gleich eine ganze historische Bergbauregion kam mit Reinhard Köhlers (Baunatal) Vortrag über das materiell und museal überlieferte Bergbauerbe in der Region Kellerwald in Nordhessen in das Blickfeld. Deutlich wurden hier auch die Bemühungen, trotz weitgehend fehlender originaler Artefakte und historischer Überlieferung eine Bergbautradition für den Tourismus zu inszenieren. Weiträumige Perspektiven standen ebenfalls im Zentrum des Vortrags des Wirtschaftshistorikers Attila Tózsá-Rigó (Universität Miskolc, Ungarn), der das Engagement oberdeutscher Bankhäuser in den niederungarischen Bergbaugebieten in der frühen Neuzeit beleuchtete. Die hierzu herangezogenen Schriftquellen ge-



Abb. 4: Intensiver fachlicher Austausch prägte die Tagung: Paneldiskussion durch Dr. Johannes Großewinkelmann, Weltkulturerbe Erzbergwerk Rammelsberg. (© Foto: Helena Grebe, DBM)

ben unter anderem Auskunft über die materiellen Praktiken des Transports von Bergbauerzeugnissen über weite Strecken hinweg. Im letzten Panel zu den Alltagsobjekten ging es im Vortrag von Axel Heimsoth (Ruhr Museum, Essen) um das bislang für die Bergbaugeschichte wenig erschlossene Gebiet der Kleidung von Bergleuten. Dies hängt, so machte er deutlich, vor allem damit zusammen, dass der Fokus vieler Museen allein auf der Arbeitskleidung unter Tage lag, hingegen alltagsgeschichtliche Aspekte der mit dieser Kleidung verbundenen Praktiken bislang so gut wie keine Rolle spielten. Der Beitrag Heino Neubers (Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge) stellte mit dem Geleucht des Bergmanns einen klassischen Be-

stand einer jeden Bergbausammlung vor. Als Fallbeispiel diente ihm der sächsische Steinkohlenbergbau, in dem die lange übliche offene „Rübölblende“ nach einigen schweren, durch Schlagwetter ausgelösten Grubenunglücken schließlich durch Innovationen auf dem Gebiet der Sicherheitslampen abgelöst wurde. Alltagsgeschichtliche Aspekte behandelten auch die Vorträge von Dietmar Osses (LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur) zur Identifizierung von „Migrations-Objekten“ und ihrer spezifischen Biographien in Museen sowie von Hilary Orange (London, Großbritannien), die das interdisziplinäre Potential einer Archäologie der Gegenwart am Beispiel der ehemaligen, 1986 stillgelegten Geevor Tin Mine in Cornwall auslotete.

Dem vielschichtigen Begriff der Erinnerungsobjekte waren dann die Panels am letzten Tag der Tagung gewidmet, die von Stefan Goch (Museum für Geschichte des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf) moderiert wurden. Den Auftakt hierzu lieferte Johannes Großewinkelmann (Weltkulturerbe Erzbergwerk Rammelsberg), der anhand von Objekten aus privaten Nachlässen Überlegungen zur Erinnerungskultur ehemaliger Bergleute anstellte. Als Erinnerungsspeicher sind diese Objekte grundsätzlich dem Prozess der Musealisierung unterworfen und stellen damit die Kuratorinnen und Kuratoren vor die Aufgabe, aus der zeitlichen Distanz Bedeutungszuschreibungen vorzunehmen oder kritisch zu hinterfragen. Vor welchen Aufgaben eine kritische, die spezifischen Erinnerungen der Spender berücksichtigende Sammlungspolitik steht, machte Amy Benadiba (Centre Historique Minier, Lewarde, Frankreich) deutlich. Eine vom Museum eingesetzte Kommission

Abb. 5: Intensiver fachlicher Austausch prägte die Tagung: Jana Tarja Golombek und Michael Peters, LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur. (© Foto: Helena Grebe, DBM)



prüft dort in einem Auswahlverfahren die neuen Objekte und fragt dabei insbesondere nach den mit ihnen verbundenen Erinnerungen und Erzählungen. Wie sehr bestimmte Objekte Erinnerungen spiegeln und zugleich diese Erinnerungen in bestimmte Bahnen lenken, machten Nicola Moss und David Bell (National Mining Museum Scotland) am Beispiel schottischer Bergbaufahren deutlich. Seit dem 19. Jahrhundert in Gebrauch, stehen sie für den Stolz auf die Arbeit in den Bergwerken, aber vor allem auch für den politischen Kampf, für Aufmärsche und Streiks.

Wie sehr Gedächtnisobjekte im Sinne einer „invention of tradition“ immer auch die Leitlinien einer allgemeinen Bergbauerzählung bestimmen haben, machten zwei Vorträge zur Geschichte der Barbara-Verehrung deutlich. Beata Piechavan Schagen (Muzeum Górniczo Węglowego w Zabrze, Polen) beschrieb das Verschwinden von Figuren der Heiligen Barbara aus den Versammlungshäusern der Bergleute seit 1945 und die Auswirkungen der tiefen Strukturkrise im oberschlesischen Bergbau in den 1990er-Jahren. Mit den Zechenstilllegungen verschwanden auch die Gedächtnis- und Kultorte. Wie sehr die Barbara-Verehrung aber immer auch an eine bewusste und gesteuerte Erinnerungspolitik geknüpft ist, machte der gemeinsame Beitrag von Maria Schäpers (montan.dok/DBM) und Anissa Finzi (Ruhr Museum, Essen) deutlich. Im Kontext der frühen Sammlungspolitik des DBM zeigt sich, wie sehr die Etablierung eines Barbara-Brauchtums bzw. -Narrativs im Ruhrgebiet mit der gezielten Verbreitung bestimmter Barbara-Bilder und Barbara-Attribute zusammenhängt. Bis heute nimmt die Barbara-Sammlung unter anderem auch durch die 2002 gegründete Nemitz-Stiftung St. Barbara im DBM einen bedeutenden Platz ein.

Das letzte Panel der Tagung stellte mit Geräuschen, Porträts und Andenken drei weitere für die Gedächtniskultur des Bergbaus wichtige Objektgruppen vor. So skizzierte Konrad Gutkowski (LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur) zu Beginn die Umrisse des von der EU initiierten Projekts „Sounds of Changes“, in dem Klänge und Geräusche aus der Arbeitswelt dokumentiert und öffentlich zugänglich gemacht werden. Hierbei spielen insbesondere auch Geräusche aus dem Bergbau als immaterielle Dimension des materiellen Kulturerbes eine gewichtige Rolle. Lisa Weißmann (LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur) stellte mit den Bergbau-Andenken eine branchenbezogene Erinnerungskultur vor, die auch nach dem Ende des Bergbaus immer noch allgegenwärtig zu sein scheint. Auf einen wiederum sehr spezifischen Objektbestand ging der letzte Vortrag der Tagung von Anna-Magdalena

Heide und Maren Vossenkuhl (montan.dok/DBM) ein: die Porträts berühmter Bergleute, ein zentrales Kunstprojekt des Bergbau-Museums Bochum in den 1940er- und 1950er-Jahren. In Ermangelung historischer Porträts wurden damals nach historischen Vorbildern gefertigte Bilder in Auftrag gegeben, um so über die Kunst einen identitätsstiftenden Beitrag zur Bergbaugeschichte zu leisten.

Insgesamt hat die Tagung das große Potential und Spektrum einer objekt- und materialbezogenen Bergbaugeschichte aufgezeigt. Dabei spielte immer wieder die sehr unterschiedliche Kontextualisierung von Objekten im Spannungsfeld musealer Präsentationen und quellenbezogener Forschung eine wichtige Rolle. Nicht zuletzt wurde durch die internationale Ausrichtung der Veranstaltung einmal mehr deutlich, wie wichtig der Austausch zwischen den einzelnen Häusern und Forschungseinrichtungen ist. Für die Etablierung der Material Culture Studies im Sinne einer Engführung von musealer Arbeit und historischer Forschung lässt die Tagung, deren Beiträge in einem wissenschaftlichen Sammelband veröffentlicht werden sollen, sich dabei als ein wichtiger Anstoß verstehen. Bereits zur Tagung selbst ist ein „Book of Abstracts“ erschienen, das online verfügbar ist unter: <https://issuu.com/bergbaumuseum/docs/abstracts-materielle-kulturendes-bergbaus>.

Dr. Michael Farrenkopf/Dr. Stefan Siemer, Bochum

Der Dollar stammt aus dem Erzgebirge

Am 6. Juli 2019 hat das Welterbekomitee der Unesco die Aufnahme der deutsch-tschechischen „Montanregion Erzgebirge/Krušnohoří“ auf die Liste des Welterbes beschlossen. Ein anderes weltweites Erbe dieser Region erblickte bereits fünf Jahrhunderte vorher das Licht der Erde und regiert seitdem weltweit die Finanzmärkte: der Taler.

Die Vorläufer des Dollars waren der in Tirol seit 1484/86 und der in Sachsen seit 1500 geprägte Guldengroschen. Weil die Guldengroschen, welche die Herren von Schlick im böhmischen Joachimsthal (tschechisch: Jáchymov) nach Entdeckung der dortigen bedeutenden Silbervorkommen im Zeitraum von 1519 bis 1528 prägen ließen, in recht großer Menge umliefen, setzte sich umgangssprachlich bald der Name Joachimsthaler und später einfach Thaler/Taler durch. Deutsche Auswanderer trugen ihn nach Amerika, wo er Ende des 18. Jahrhunderts zum

Dollar wurde. Die Münzprägungen der Grafen Schlick in Joachimsthal haben dem Taler seinen Namen gegeben und sind damit zu einem der wichtigsten Ereignisse der frühneuzeitlichen Münzgeschichte geworden.

Ohne Bergbau kein Handel

Im Dresdner Museum für Mineralogie und Geologie liegen zwei große Silberklumpen. Der kleinere, faustgroß, wiegt 600 g, der größere wohl 7 kg. Beide wurden im westlichen Erzgebirge um das Jahr 1477 gewonnen, als das große Bergeschrey ertönte. Sie sollen der Überlieferung nach Reste des Tisches aus massivem Silber sein, an dem Kursachsens Herzog Albrecht (1443-1500) „in der erden schoss“, in einem Stollen der Schneeberger Fundgrube Sankt Georg festlich tafelte.

Der Silberrausch dauerte nur wenige Jahre. Als 1511 die Silbererzgänge von Schneeberg ausgeerzt waren bzw. ihnen wegen der Grubenwässer nicht weiter in die Teufe gefolgt werden konnte, erscholl kurz darauf das Bergeschrey wenige Kilometer weiter östlich, jenseits des Erzgebirgskamms in Böhmen, im heutigen Jáchymov.

Das Selbstverständnis des Bergmanns in jenen Tagen lässt sich beispielsweise erkennen in der Erzählung „Iudicium Iovis – Das Gericht Jupiters, gehalten im Tal der Schönheit“ von Paul Schneevogel, der seinen Namen gemäß dem Zeitgeist latinisierte in Paulus Niavis, aus dem Jahr 1492. Auf die Frage, ob die Erde ihrer Eingeweide beraubt werden dürfe, argumentiert hier der Bergmann kühl und ökonomisch, dass die Güter ungleich unter den Regionen der Welt verteilt seien. Da sich keines allein erhalten könne, müssten sich die Länder gegenseitig unterstützen und ihre Güter austauschen. Dazu aber werde Geld benötigt – das heißt Silber.

Dieses Metall, eine Gabe der Götter selbst, habe die Erde jedoch unter Tage gespeichert und damit bössartig wie eine Stiefmutter den Menschen entzogen. Des Bergmanns gewaltsames Eindringen in den Schoß der Erde sei also gerechtfertigt. Ohne die Arbeit des Bergmanns gebe es keinen Staat und kein geselliges Zusammenleben. Der Verkehr unter den Menschen höre auf. „Wie Tiere würden wir wieder in den Wäldern hausen.“

Die Vorläufer des Talers

Der Taler geht zurück auf die Idee des Erzherzogs Sigismund von Tirol (1427-1496) (Abb. 1) „des Münzreichen“, den Wert des Goldguldens in einer Silbermünze zu prägen (Abb. 2). Im Jahre 1477 verlegte er die landesfürstliche Münzstätte von Meran nach Hall. Der Grund dafür liegt wohl in der guten Befestigung der Stadt und ihrer Nähe zu Schwaz, wo das größte Silberbergwerk des Mittelalters betrieben wur-

prüft dort in einem Auswahlverfahren die neuen Objekte und fragt dabei insbesondere nach den mit ihnen verbundenen Erinnerungen und Erzählungen. Wie sehr bestimmte Objekte Erinnerungen spiegeln und zugleich diese Erinnerungen in bestimmte Bahnen lenken, machten Nicola Moss und David Bell (National Mining Museum Scotland) am Beispiel schottischer Bergbaufahren deutlich. Seit dem 19. Jahrhundert in Gebrauch, stehen sie für den Stolz auf die Arbeit in den Bergwerken, aber vor allem auch für den politischen Kampf, für Aufmärsche und Streiks.

Wie sehr Gedächtnisobjekte im Sinne einer „invention of tradition“ immer auch die Leitlinien einer allgemeinen Bergbauerzählung bestimmen haben, machten zwei Vorträge zur Geschichte der Barbara-Verehrung deutlich. Beata Piechavan Schagen (Muzeum Górniczo Węglowego w Zabrze, Polen) beschrieb das Verschwinden von Figuren der Heiligen Barbara aus den Versammlungshäusern der Bergleute seit 1945 und die Auswirkungen der tiefen Strukturkrise im oberschlesischen Bergbau in den 1990er-Jahren. Mit den Zechenstilllegungen verschwanden auch die Gedächtnis- und Kultorte. Wie sehr die Barbara-Verehrung aber immer auch an eine bewusste und gesteuerte Erinnerungspolitik geknüpft ist, machte der gemeinsame Beitrag von Maria Schäpers (montan.dok/DBM) und Anissa Finzi (Ruhr Museum, Essen) deutlich. Im Kontext der frühen Sammlungspolitik des DBM zeigt sich, wie sehr die Etablierung eines Barbara-Brauchtums bzw. -Narrativs im Ruhrgebiet mit der gezielten Verbreitung bestimmter Barbara-Bilder und Barbara-Attribute zusammenhängt. Bis heute nimmt die Barbara-Sammlung unter anderem auch durch die 2002 gegründete Nemitz-Stiftung St. Barbara im DBM einen bedeutenden Platz ein.

Das letzte Panel der Tagung stellte mit Geräuschen, Porträts und Andenken drei weitere für die Gedächtniskultur des Bergbaus wichtige Objektgruppen vor. So skizzierte Konrad Gutkowski (LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur) zu Beginn die Umrisse des von der EU initiierten Projekts „Sounds of Changes“, in dem Klänge und Geräusche aus der Arbeitswelt dokumentiert und öffentlich zugänglich gemacht werden. Hierbei spielen insbesondere auch Geräusche aus dem Bergbau als immaterielle Dimension des materiellen Kulturerbes eine gewichtige Rolle. Lisa Weißmann (LWL-Industriemuseum, Westfälisches Landesmuseum für Industriekultur) stellte mit den Bergbau-Andenken eine branchenbezogene Erinnerungskultur vor, die auch nach dem Ende des Bergbaus immer noch allgegenwärtig zu sein scheint. Auf einen wiederum sehr spezifischen Objektbestand ging der letzte Vortrag der Tagung von Anna-Magdalena

Heide und Maren Vossenkuhl (montan.dok/DBM) ein: die Porträts berühmter Bergleute, ein zentrales Kunstprojekt des Bergbau-Museums Bochum in den 1940er- und 1950er-Jahren. In Ermangelung historischer Porträts wurden damals nach historischen Vorbildern gefertigte Bilder in Auftrag gegeben, um so über die Kunst einen identitätsstiftenden Beitrag zur Bergbaugeschichte zu leisten.

Insgesamt hat die Tagung das große Potential und Spektrum einer objekt- und materialbezogenen Bergbaugeschichte aufgezeigt. Dabei spielte immer wieder die sehr unterschiedliche Kontextualisierung von Objekten im Spannungsfeld musealer Präsentationen und quellenbezogener Forschung eine wichtige Rolle. Nicht zuletzt wurde durch die internationale Ausrichtung der Veranstaltung einmal mehr deutlich, wie wichtig der Austausch zwischen den einzelnen Häusern und Forschungseinrichtungen ist. Für die Etablierung der Material Culture Studies im Sinne einer Engführung von musealer Arbeit und historischer Forschung lässt die Tagung, deren Beiträge in einem wissenschaftlichen Sammelband veröffentlicht werden sollen, sich dabei als ein wichtiger Anstoß verstehen. Bereits zur Tagung selbst ist ein „Book of Abstracts“ erschienen, das online verfügbar ist unter: <https://issuu.com/bergbaumuseum/docs/abstracts-materielle-kulturendes-bergbaus>.

Dr. Michael Farrenkopf/Dr. Stefan Siemer, Bochum

Der Dollar stammt aus dem Erzgebirge

Am 6. Juli 2019 hat das Welterbekomitee der Unesco die Aufnahme der deutsch-tschechischen „Montanregion Erzgebirge/Krušnohoří“ auf die Liste des Welterbes beschlossen. Ein anderes weltweites Erbe dieser Region erblickte bereits fünf Jahrhunderte vorher das Licht der Erde und regiert seitdem weltweit die Finanzmärkte: der Taler.

Die Vorläufer des Dollars waren der in Tirol seit 1484/86 und der in Sachsen seit 1500 geprägte Guldengroschen. Weil die Guldengroschen, welche die Herren von Schlick im böhmischen Joachimsthal (tschechisch: Jáchymov) nach Entdeckung der dortigen bedeutenden Silbervorkommen im Zeitraum von 1519 bis 1528 prägen ließen, in recht großer Menge umliefen, setzte sich umgangssprachlich bald der Name Joachimsthaler und später einfach Thaler/Taler durch. Deutsche Auswanderer trugen ihn nach Amerika, wo er Ende des 18. Jahrhunderts zum

Dollar wurde. Die Münzprägungen der Grafen Schlick in Joachimsthal haben dem Taler seinen Namen gegeben und sind damit zu einem der wichtigsten Ereignisse der frühneuzeitlichen Münzgeschichte geworden.

Ohne Bergbau kein Handel

Im Dresdner Museum für Mineralogie und Geologie liegen zwei große Silberklumpen. Der kleinere, faustgroß, wiegt 600 g, der größere wohl 7 kg. Beide wurden im westlichen Erzgebirge um das Jahr 1477 gewonnen, als das große Bergeschrey ertönte. Sie sollen der Überlieferung nach Reste des Tisches aus massivem Silber sein, an dem Kursachsens Herzog Albrecht (1443-1500) „in der erden schoss“, in einem Stollen der Schneeberger Fundgrube Sankt Georg festlich tafelte.

Der Silberrausch dauerte nur wenige Jahre. Als 1511 die Silbererzgänge von Schneeberg ausgebaut waren bzw. ihnen wegen der Grubenwässer nicht weiter in die Tiefe gefolgt werden konnte, erscholl kurz darauf das Bergeschrey wenige Kilometer weiter östlich, jenseits des Erzgebirgskamms in Böhmen, im heutigen Jáchymov.

Das Selbstverständnis des Bergmanns in jenen Tagen lässt sich beispielsweise erkennen in der Erzählung „Iudicium Iovis – Das Gericht Jupiters, gehalten im Tal der Schönheit“ von Paul Schneevogel, der seinen Namen gemäß dem Zeitgeist latinisierte in Paulus Niavis, aus dem Jahr 1492. Auf die Frage, ob die Erde ihrer Eingeweide beraubt werden dürfe, argumentiert hier der Bergmann kühl und ökonomisch, dass die Güter ungleich unter den Regionen der Welt verteilt seien. Da sich keines allein erhalten könne, müssten sich die Länder gegenseitig unterstützen und ihre Güter austauschen. Dazu aber werde Geld benötigt – das heißt Silber.

Dieses Metall, eine Gabe der Götter selbst, habe die Erde jedoch unter Tage gespeichert und damit böse wie eine Stiefmutter den Menschen entzogen. Des Bergmanns gewaltsames Eindringen in den Schoß der Erde sei also gerechtfertigt. Ohne die Arbeit des Bergmanns gebe es keinen Staat und kein geselliges Zusammenleben. Der Verkehr unter den Menschen höre auf. „Wie Tiere würden wir wieder in den Wäldern hausen.“

Die Vorläufer des Talers

Der Taler geht zurück auf die Idee des Erzherzogs Sigismund von Tirol (1427-1496) (Abb. 1) „des Münzreichen“, den Wert des Goldgulden in einer Silbermünze zu prägen (Abb. 2). Im Jahre 1477 verlegte er die landesfürstliche Münzstätte von Meran nach Hall. Der Grund dafür liegt wohl in der guten Befestigung der Stadt und ihrer Nähe zu Schwaz, wo das größte Silberbergwerk des Mittelalters betrieben wur-



Abb. 1: Erzherzog Sigismund von Tirol. (© Foto: Alte Pinakothek, München)

de, das dem Augsburger Handelshaus der Fugger und Paumgartner (Regina Fugger war mit Hans Paumgartner verheiratet) gehörte. Im Jahre 1484 ließ Sigismund in Hall den ersten Halbguldiner prägen und 1486 den ersten silbernen Guldiner.

Im 16. Jahrhundert wurden in der Haller Münzprägestätte zum ersten Mal für die reguläre Münzprägung Maschinen eingesetzt, die sogenannten Walzenprägemaschinen. Sie wurden weltweit exportiert und gelangten über das habsburgische Segovia in Spanien bis nach Potosí in Bolivien, wo sich das letzte Exemplar einer Walzenprägemaschine – ein Streckwerk – erhalten hat. Das Münzmuseum in der Haller Burg Hasegg verfügt seit seiner Neueröffnung im Jahre 2003 über eine Rekonstruktion dieser damals revolutionären Maschine.

Die in Hall im Jahre 1486 geschlagene, hochwertige Silbermünze wurde Namensgeber des Talers. Der Name „Taler“ stammt von der Lage der ersten Prägestätte Burg Hasegg im Inntal ab. Die Haller Silbermünzen wurden wegen ihres Gewichts von einer Unze (27,2 g) als Unzialis bezeichnet, aber auch als Guldiner oder Guldengroschen, weil als Silberäquivalent zum Goldgulden geprägt.

Bald prägten auch andere Münzherren solche großen Silbermünzen: Bern, Sitten, Solothurn, Hessen, Salzburg usw. Die ersten Guldiner, die in größerer Menge geprägt wurden, waren die sächsischen Guldengroschen zu Beginn des 16. Jahrhunderts, im Volk auch Klappmützenta-



Abb. 2: Modell eines Münzschlägers bei seiner Arbeit im Museum Jáchymov. (© Foto: Muzeum Karlovy Vary)



Abb. 3: Guldengroschen aus Sachsen, sogenannter Klappmützentaler. Avers: Friedrich der Weise (links), revers: Johann und Georg. (© Foto: Gewerkschaft Eisenhütte Westfalia)

ler genannt. Sie wurden vom Jahre 1500 bis rd. 1520/1525 zuerst unter Kurfürst Friedrich dem Weisen (1463-1525) und den Herzögen Johann und Albrecht geprägt. Nach Albrechts Tod am 12. September 1500 wurden die Prägungen mit den Brustbildern der Herzöge Johann und Ge-

org fortgesetzt (Abb. 3). Ihren Namen erhielten die Klappmützentaler von den Kopfbedeckungen der beiden auf der Rückseite abgebildeten Herzöge.

Die Klappmützentaler gehören zu den ersten Talerprägungen in Deutschland, die am



Abb. 4: Stephan Schlick, Graf zu Passaun, Herr auf Elnbogen, Weisskirchen und Schlackenwerth. Das Gemälde von David Frumerie (um 1667) befindet sich auf Schloss Gripsholm, Schweden, und dürfte das einzige erhaltene Gemälde von Stephan Schlick sein. Rechts neben seinem Kopf werden in lateinischer Schrift sein Name und sämtliche Adelsbezeichnungen genannt. Am linken unteren Bildrand sind diese in schwedischer Übersetzung auszugeweiht wiedergegeben, außerdem sein vermutliches Todesjahr 1526. Schlick hält auf dem Gemälde in seiner rechten Hand in Brusthöhe eine schneckenförmige Muschel, die als *memento mori*, als Todessymbol, gedeutet werden kann. (© Foto: Nationalmuseum Stockholm)

Geldumlauf maßgeblich beteiligt waren. Der Klappmüntentaler hat ein Sollgewicht von 29,23 g (acht Stück aus der kölnischen Mark von 233,855 g). Sein Feingewicht beträgt 27,2 g (1 Unze). Das Silber für die Prägung der Klappmüntentaler stammte aus erzgebirgischen Gruben. Klappmüntentaler wurden zuerst in Freiberg/Sachsen, dann auch in Annaberg, Buchholz und kurzfristig, von Mai 1518 bis Juli 1519, in Leipzig geprägt.

Die Bergstadt Joachimsthal

Als im Jahre 1516 im böhmischen Erzgebirge beim Dorf Konradsgrün, das zur Herrschaft Schlackenwerth mit den Grafen von Schlick gehörte, in zwei zueinander senkrecht stehenden Gängen von zum Teil nur wenigen Zentimetern Mächtigkeit Silber gefunden wurde, erschloss Stephan Graf Schlick (1487-1526) (Abb. 4) mithilfe sächsischer Bergleute das reiche Bergrevier und setzte noch im selben Jahr einen Berghauptmann ein. Die Bergsiedlung wurde zuerst kurz „das Tal“ genannt, 1517 „Tal des Heili-



Abb. 5: Georgius Agricola. (© Foto: Verlag Glückauf Essen)

gen Joachim“ oder auch „Sanct Joachims Tal“. Es liegt 6 km von der sächsischen Grenze entfernt und 15 km nördlich von Karlsbad in 721 m Höhe an der südlichen Abdachung des Erzgebirges im Kontakthof des Eibenstocker Granits, inmitten hoher Berge im Tal der Weseritz. Schon Ende des Jahres 1516 wohnten hier 1.050 Menschen. Bis Ende 1517, also innerhalb eines Jahres, verdoppelte sich die Einwohnerzahl. Die reichen Erzvorkommen zogen viele an, die ihr Glück machen wollten: Bergleute, Wünschelrutengänger, Hüttenarbeiter, Köhler, Unternehmer, arme Teufel, Glücksritter, Spekulant – ähnlich wie im 19. Jahrhundert bei den Goldfunden in Amerika. Die „Ordnung der freyen löblichen Bergstadt Sankt Joachimsthal“ – die erste Bergordnung – wurde bereits im Jahr 1518 erlassen und in Leipzig gedruckt.

Durch ein königliches Privileg vom 6. Januar 1520 erhob König Sigismund I. (1467-1548) „das Tal“, welches damals schon 5.000 Einwohner zählte, zur königlichen freien Bergstadt mit eigenem Wappen und gab ihr den Namen „Joachimsthal“. Damit war die Heilige Familie als Namensgeber von Bergstädten komplett: Joachim und Anna waren die Eltern Mariae, der Mutter Jesu. Im benachbarten Sachsen bestanden bereits die erzgebirgischen Bergstädte Annaberg, Marienberg und Jöhstadt (ursprünglich Josefendorf). Stephan Graf Schlick erhielt den Ort als königliches Lehen.

Die Entwicklung eines der wirtschaftlich bedeutsamsten Kobalt-Silbererz-Gangfelder am Südhang des Keilbergs ist im Wesentlichen das Werk sächsischer Bergleute, sodass Joachimsthal als eine sächsische Schneeberg-Annaberg-Buchholz-Kolonie bewertet werden kann. Die wirtschaftlichen und bergrechtlichen Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen gründeten sich auf die unmittelbar an der Grenze gelegenen geologischen Einheiten der Silbererzvorkommen.

Im Jahr 1520 wurde St. Joachimsthal Sitz der Bezirkshauptmannschaft für die Bezirke St. Joachimsthal, Platten und Gottesgab, einer Hüttenverwaltung und eines Bezirksgerichtes für 24 Gemeinden. Damit war es in Böhmen die zweitwichtigste Stadt nach Prag. In ihrer Blütezeit arbeiteten hier 914 Zehengewerken, 8.000 Bergknappen, 300 Schichtmeister und 800 Steiger. Der Wohlstand in Joachimsthal ist beispielsweise aus dem Jahr 1524 überliefert, in dem 614 Gruben in Betrieb waren. Die reichste Ausbeute aus den Silberbergwerken wurde mit rund 14.000 kg Silber im Jahr 1533 erreicht. Der Ertrag des Joachimsthaler Bergbaus betrug in der Zeitspanne von 1516 bis 1594 rund 35.726.599 Gulden an Ausbeute.

Georg Agricola in Joachimsthal

Jedem Bergmann ist Georgius Agricola (*24. März 1494 in Glauchau, † 21. November 1555 in Chemnitz) (Abb. 5) bekannt als Verfasser des Standardwerks „De Re Metallica libri XII – Vom Bergwerck XII Bücher“, das postum im Jahre 1556 in Basel veröffentlicht wurde. Zur Beschäftigung mit dem Bergbau aber fand der Arzt Dr. Georg Pauer oder Bauer, wie er eigentlich hieß, bevor er seinen Namen im Zeitgeist latinisierte, erst in Joachimsthal. Nach seinem Studium in Leipzig verbrachte er mehrere Jahre in Italien. Im Jahre 1526 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich 1527 als Stadtarzt in Joachimsthal nieder. Hier begann er, an den Werken zu arbeiten, die ihn aufgrund ihrer exakten Analysen zum Begründer der Bergbauwissenschaften werden ließen. Zielgerichtet legte er zu den einzelnen Sachgebieten des Berg- und Hüttenwesens Manuskripte an.

Georgius Agricola schrieb alles auf, was er über den Bergbau mit seinen Mineralien und Gesteinen, über deren Auftreten und Lagerungsverhältnisse, über Abbau und Aufbereitung einschließlich Verhüttung und über die Wirkung auf den arbeitenden Menschen, ob unter Tage oder in den einzelnen Verarbeitungsstufen, erfahren und was er darüber in den Werken der antiken Gelehrten finden konnte. Alle Hinweise prüfte er kritisch durch eigene Beobachtungen, fuhr selber in die Gruben ein und besuchte Aufbereitungsanlagen und Hütten. Die von ihm gezogenen Schlüsse und Ergebnisse diskutierte er unter anderem mit Dr. med. Wenceslaus Payer von Elnbogen, dem Leibarzt der Grafen Schlick in Schlackenwerth.

In der jungen, belebten Stadt St. Joachimsthal fand Agricola die ihm entsprechende Tätigkeit. Hier, im Zentrum der Silbergewinnung im Erzgebirge, boten sich ihm mit der Vielzahl der gewonnenen Minerale und Gesteine beste Möglichkeiten für das Studium des Bergbaus. Ihn interessierten die Bergwerksprodukte vom medizinischen Standpunkt aus, denn er war in er-

ster Linie immer Arzt. So befasste er sich bereits mit der rätselhaften „Eiterung der Lunge“ und der Schwindsucht unter den Bergleuten. Kein Zweifel, Agricola war auf der Spur der Schneeberger Krankheit. Hierbei handelt es sich um einen strahlenbedingten Bronchial- und Lungenkrebs, verursacht durch Einatmen des radioaktiven Edelgases Radon und seiner Zerfallsprodukte. Seit über fünf Jahrhunderten ist die Schneeberger Krankheit bekannt, jedoch bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein ohne Kenntnis ihrer wirklichen Ursachen.

Radium und Uran

Nach dem Dreißigjährigen Krieg ging der Bergbau in Joachimsthal zurück. Im 17. Jahrhundert bestanden nur noch drei Hauptschächte: der Einigkeits-, der Kaiser-Josef- und der Elias-Schacht. Im 18. Jahrhundert wurde neben Silber, Arsenik, Blei, Wismut auch Farbkobalt gewonnen. Im Jahr 1769 wurde Joachimsthal durch Hungersnot und 1771/72 durch die Pest heimgesucht.

Martin Klaproth analysierte im Jahre 1789 die Pechblende, ein Abfallprodukt der Silbergewinnung, und gab dem neu entdeckten Schwermetall den Namen „Uran“. Eine Fabrik zur Gewinnung von Uranoxiden (Uranfarben) für die Porzellan- und Keramikindustrie wurde 1855 durch den Chemiker Adolf Patera errichtet.

St. Joachimsthal wird auch das „Tal des lebenspendenden Wassers“ genannt. An seiner Wiege als Radonbad standen Marie und Pierre Curie, die im Jahre 1898 das Radium – in Anlehnung an die Entdeckung der Uranstrahlen durch Wilhelm Röntgen 1895 – im Uranpech entdeckten und, mit dem Nobelpreis geehrt, die Grundlagen zur Erforschung der biologischen und medizinischen Auswirkungen der Strahlung auf den menschlichen Organismus schufen.

Von 1854 bis 1912 war St. Joachimsthal fast alleinige Gewinnungsstätte von Radium. Bis 1938 wurden über 50 g Radium erzeugt, mit einer höchsten Gewinnungsmenge von 5 g im Jahr 1936. Nach 1906 entwickelte sich St. Joachimsthal aufgrund seiner radioaktiven Thermalquellen mit einer Temperatur von rund 28 °C zum ersten Radium-Kurbad der Welt.

Noch 1891 betrug die Gewinnungsmenge in Joachimsthal 37 t Silber und 22 t Uran. Der Bau der Lokalbahn nach Schlackenwerth erfolgte im Jahre 1896; sie fuhr bis 1957. Die Bergbautätigkeit endete nach dem Zweiten Weltkrieg. Manches erinnert noch heute an die Blütezeit des Bergbaus in St. Joachimsthal, obwohl der verheerende Stadtbrand von 1873 vieles vernichtete – 400 von 581 Häusern fielen ihm zum Opfer. Trotzdem sind zahlreiche Renaissanceportale und Hausflure mit mächtigen Tonnen- und Spitzgewölben erhalten geblieben.



Abb. 6: Die Münze in Jáchymov beherbergt heute das Museum. (© Foto: Muzeum Karlovy Vary)

Die Häuser der Gewerken am Marktplatz waren massive Steinhäuser, die schon an ihrem äußeren Schmuck den ungewöhnlichen Reichtum ihrer Besitzer erkennen ließen.

Sehenswert sind die nach diesem Brand wieder aufgebaute Dekanatskirche zum Heiligen Joachim und das alte Rathaus aus dem Jahre 1540 mit seiner historischen Bibliothek. Die Bergwerksverwaltung errichtete 1534 bis 1536 eine Münze (Abb. 6), und ihr Amtsgebäude in unmittelbarer Nähe des Rathauses wurde später das Amtshaus der KuK-Bergverwaltung. Ebenfalls in der königlichen Münze befindet sich heute das Stadtmuseum mit seiner Sammlung von Zinngeräten und Silbertalern.

In der Nähe der Ruine des Schlickschen Schlosses Freudenstein auf dem nahen, 1244 m hohen Keilberg stehen ein im Jahre 1884 errichteter, 20 m hoher Aussichtsturm sowie eine 1893 erbaute Herberge. Der Sage nach wächst am Spitzberg alle tausend Jahre die blaue Wunderblume, die Zugang zu ungeahnten Bergschätzen ermöglicht, was Novalis alias Friedrich von Hardenberg im Jahre 1800 ausführlich in seinem Roman „Heinrich von Ofterdingen“ beschrieb.

Der Joachimsthaler

Der Entschluss, selbst zu münzen, lag bei der großen Münzmetallmenge in St. Joachimsthal nahe. Die Grafen Schlick wussten, dass sich aus gemünztem Silber ein bedeutend höherer Gewinn erwirtschaften ließ als aus ungemünztem, denn zuvor hatten sie ihr Silber nach Nürnberg exportiert. Bei Stephan Schlicks Bemühungen um eine Münzgenehmigung bestand jedoch die Schwierigkeit, dass St. Joachimsthal nicht sein Eigentum, sondern nur Pfandbesitz war und

auch nicht ihm allein, sondern allen Zweigen der Familie gehörte.

So wurden die ersten Probeprägungen Ende des Jahres 1519 ohne offizielle Genehmigung in den Kellern des Schlickschen Schlosses Freudenstein geschlagen. Für die exakten Berechnungen wurde der Nürnberger Münzmeister Stephan Gemisch zugezogen. Die Prägestempel schnitt der Leipziger Münzmeister Utz Gebhard.

Unter mehreren Zugeständnissen wurde am 9. Januar 1520 ein böhmischer Landtagsbeschluss erreicht, der Schlick und seinen Brüdern gestattete, in St. Joachimsthal zu prägen, „und zwar 1. Groschen, wie sie zu Kuttenberg geprägt wurden, mit gleichem Gepräge, Schrot und Korn sowie Inschrift, nur mit einer kleinen Abweichung, was deren Wappen betrifft, 2. größere Groschen von Rheinisch Guldenwährung, und zwar Groschen zu Einviertel-, Einhalb- und ganzen Gulden; auf denselben sollte der Typus Seiner Majestät des Königs mit Text sein, auf der Rückseite das Bildnis des heiligen Joachim und das Wappen der Herrn Schlick.“ Am 3. Juli 1520 erlaubte Kurfürst Friedrich der Weise, dass Joachimsthaler und ihre Teile auch in seinem Herrschaftsgebiet umlaufen durften. Mit Sachsen gab es Verhandlungen auf den Münzfuß. Da Stephan Graf Schlick und seine Brüder in regem Handel mit Sachsen standen, münzten sie ihre „Guldengroschen“ nach dem Münzfuß der sächsischen „Klappmünzentaler“. Das Gewicht des Gulden betrug zwei Lot, was einer Unze entspricht, woraus sich seine offiziell klingende Bezeichnung „Unzialis“ erklärt. Eine Garantie für die Reinheit der Münzen sollte dadurch gegeben sein, dass der

Münzmeister in St. Joachimsthal sächsischer Untertan war. Die hier geprägten Münzen wurden auf dem Markt in Leipzig, der zweimal im Jahr stattfand, probiert. Bei allen Prägungen wurden Feingehalt und Gewicht peinlich eingehalten, wie die Probationen zu Leipzig mit den ungefähr gleich großen Plus- und Minus-Abweichungen als sehr erfreulich vermerkten. Neben den Talern wurden auch halbe und Viertaler sowie, noch seltener, Doppel-, Dreifach- und sogar Vierfachtaler geprägt. Im Gegensatz zu den sächsischen Guldenroschen finden sich auf den Joachimsthalern bereits Jahreszahlen: 1520, 1525, 1526, 1527 und 1528. Ab dem Jahr 1526 wurden sie wohl auch in einer zweiten Münzstätte geprägt, wahrscheinlich in Schlaggenwald (Horní Slakov).

Die St. Joachimsthaler waren stolz auf die Sauberkeit der Prägungen. Auch hatten die Schlicks wohl immer eine glückliche Hand in der Wahl der Stempelschneider, sodass wirklich Schönes geschaffen wurde. Dies war umso wesentlicher, als im Grundsätzlichen das Münzprivileg Vorder- und Rückseite der Münzen bereits festgelegt hatte; die Familie Schlick konnte den so bestimmten Münztypus beibehalten. Es war die eine Seite dem Landesherrn, also seinem Wappen und seiner Umschrift, vorbehalten. Die andere trug die Legende des Münzherrn, sein Wappen und die symbolische Darstellung des Prägeorts, also den Heiligen Joachim für St. Joachimsthal. So zeigen die „Großsilbermünzen“ – die Joachimsthaler –, für die der sächsische Stempelschneider Utz Gebhard die Prägeeisen verfertigte, avers die Darstellung des Heiligen Joachim und das Schlicksche Wappen (Abb. 7) und revers den gekrönten und doppelt geschwänzten böhmischen Löwen (Abb. 8).

Die Münze

Oberhalb von St. Joachimsthal liegt die Ruine der Burg Freudenstein. Die Grafen von Schlick hatten sie zum Schutz der Silbererzgruben errichtet. In ihren Kellern wurden die ersten Taler geprägt. Mit der Erlangung der Münzprivilegien sah Stephan Graf Schlick ein neues Gebäude für die Münze vor. Berghauptmann Heinrich von Könitz kaufte zu diesem Zweck das Haus des Kunz Eirolt. Er ließ die erforderlichen Umbauten vornehmen und zog schließlich selbst in dieses Haus ein. Hier verblieb die Münze bis zum Jahre 1534, in dem ein neues königliches Münzhaus gebaut wurde. Das Gebäude der Schlickschen Münze stand an der Stelle der sie ablösenden königlichen Münze neben dem Haus des Hieronymus Schlick, dem heutigen Rathaus. Das Schlicksche Haus bildete gemeinsam mit der Münze einen gut schützbaeren Komplex. Bis zum Jahre 1528, als die Münzära Schlick zu Ende ging, wurden hier 3,25 Mio. Taler und 22 Mio. Prager Groschen geprägt.

Seit dem Jahre 1528 gehörte die Münze dem böhmischen König Ferdinand I. Das Betreiben der Schlickschen Münze durch königliche Beamte war nicht einfach. So wurde im Jahre 1532 entschieden, ein neues Münzgebäude zu errichten. Ferdinand I. kam 1534 persönlich nach St. Joachimsthal, um dessen Baufortschritt zu besichtigen; 1536 wurde es vollendet (vgl. Abb. 6). Nach 1547 wurde das Münzgebäude Sitz der Königlichen Bergverwaltung. Mit dem Niedergang des Silberbergbaus im 17. Jahrhundert verlor das Prägen von Münzen seine Bedeutung und wurde im Jahr 1671 eingestellt.

Es waren nur neun Jahre, 1520 bis 1528, in denen die Grafen Schlick ihre Silbergulden schlugen. In dieser kurzen Zeit wurde die neue Münze so populär, dass ihre Ursprungsbezeichnung als Joachimsthaler Silbergulden bald einfach zu Joachimsthaler und noch einfacher zu Taler verkürzt ein Gattungsbegriff wurde.

Der Siegeszug des Talers um die Welt

Von 1566 bis 1750 bildete der Joachimsthaler als Reichstaler mit einem Feinsilbergehalt von 25,984 g die amtliche Währungs- bzw. Rechnungsmünze des Heiligen Römischen Reichs. In Österreich, und bald auch in Süddeutschland und Sachsen, wurde er anschließend von dem Konventionstaler (zehn Taler aus einer feinen Mark Silber, rund 235 g) abgelöst. In Preußen kam dagegen seit dem Jahre 1750 der Graumannsche Münzfuß in Anwendung (14 Taler aus einer feinen Mark Silber). Der preußische Reichstaler bildete bis Ende 1871 die Geldeinheit von beinahe ganz Norddeutschland und wurde zuerst in 24 Groschen und dann ab 1821 in 30 Silber-Groschen unterteilt.

Mit dem Wiener Münzvertrag von 1857 wurde dieser Taler als Vereinstaler auch in Süddeutschland eingeführt. Im Wert entsprach er $1\frac{3}{4}$ Gulden. Der Vereinstaler lief nach der Einführung der Reichswährung Mark in Deutschland noch bis 1907 als „Taler“ im Wert von 3 Mark um. Danach wurde er durch das ab 1908 geprägte Dreimarkstück ersetzt.

Die Bezeichnung „Taler“ verbreitete sich in ganz Deutschland und darüber hinaus, zum Beispiel Rijksdaaler in den Niederlanden, Talero in Oberitalien, Rigsdaler in Dänemark, Tolar in Slowenien. Oft wurden Taler nach einem typischen Münzbild oder prominenten Herrschern bezeichnet, zum Beispiel Maria-Theresia-Taler.

Der „Joachimsthaler“ wurde als „Thaler“ durch deutsche Auswanderer in Amerika zur Landeswährung, als Anfang der 1770er-Jahre der „Kontinentale Kongress“ die Ausgabe von auf Dollar lautenden, in Gold oder Silber rückzahlbaren Banknoten beschloss. Mit dem „Coinage Act“ vom 2. April 1792 wurde in den Vereinigten Staaten der aus Deutschland stammende



Abb. 7: Avers des Joachimsthalers von 1520. Der Text im äußeren Kranz lautet ARMA: DNOB:SLICOMV: STEPHANI:ET:FRATR:COMITV-D-BASAI: (Wappen der Herren Schlick Stephan und Brüder, Grafen von Bassano). Im inneren Kranz steht SANCTUS IOACHIM (Heiliger Joachim). (© Foto: Muzeum Karlovy Vary)



Abb. 8: Revers des Joachimsthalers von 1520 mit dem Böhmischen Löwen: LUDOVICVS + PRIMVS + DEI + GRACIA + REX + BOEM + 1520 (Ludwig der Erste von Gottes Gnaden König von Böhmen). (© Foto: Muzeum Karlovy Vary)

„Joachimsthaler von Stephan Schlick“ als allgemeines Zahlungsmittel übernommen, und damit die Prägung von Gold- und Silberdollars bestimmt.

Die Bezeichnung „Dollar“ – abgeleitet vom „Joachimsthaler“ – nutzen zahlreiche weitere Staaten für ihre Währungen, zum Beispiel Äthiopien, Australien, Bahama-Inseln, Barbados, Brunei, Guayana, Britisch-Honduras, Hongkong, Kanada, Liberia, Malaysia, Neuseeland, Taiwan, Trinidad und Tobago.

Medaillen

Eine Erinnerungsmedaille des Grafen Schlick, wohl aus dem Jahr 1528, ist heute im Münzkabinett des Kunsthistorischen Museums in Wien



Abb. 9: Kleine Sterbemedaille, avers mit dem Porträt Schlicks (oben). (© Foto: Gewerkschaft Eisenhütte Westfalía)

beheimatet. Es handelt sich um die so genannte „Kleine Sterbemedaille“. Die Vorderseite (Abb. 9 oben) zeigt neben dem Porträt Schlicks eine in zwei unterschiedlichen Durchmessern angeordnete Umschrift: DOMINVS STEPHANVS SLICK COMES DE PASSAVN ETC – ANNO DOMINI MDXXVI ETATIS SVE XXXX (Herr Stephan Schlick Graf von Bassano usw. – Im Jahre des Herrn 1526 im Alter 40). Die Rückseite (Abb. 9 unten) trägt das Hauswappen derer von Schlick und die Umschrift: PRO PATRIA PUGNANDO CONTRA TVRCAM OPPETIT (Für das Vaterland gegen die Türken kämpfend gefallen).

Das Prägedatum dieser Medaille ist nicht mit Sicherheit festzustellen, weil Stephan Schlick noch einige Jahre nach seinem vermuteten Tod bzw. seiner Gefangennahme als Haupt der Familie betrachtet wurde. Wahrscheinlich wurde sie im Jahre 1530 geprägt. Eine andere Sterbemedaille existiert im Staatsmuseum in Prag. Schemnitz (heute Banská Štiavnica) ist die älteste Bergstadt der Slowakei mit erster Erwähnung im Jahre 1156. Schon im 13. Jahrhundert war sie berühmt für ihren Gold- und Silber-



Abb. 10: Prämienmedaillen der Bergakademie Schemnitz. Avers: Maria Theresia (Bildmitte). Revers: Markscheidkunst (oben links), Bergbaukunst (oben rechts), Probier- und Scheidekunst (unten links), Münzkunst (unten rechts). (© Foto: Gewerkschaft Eisenhütte Westfalía)

bergbau. Im Jahre 1735 wurde eine Bergschule eingerichtet. Zur weiteren Förderung des Bergbaus gründete Kaiserin Maria Theresia (1717-1780) im Jahre 1763 die erste Lehrkanzel für Chemie. Zwei Jahre später folgte die Lehrkanzel für Mathematik, Kunst- und Maschinenwesen. Bis 1770 war die Bergakademie aufgebaut.

Die Studenten kamen aus allen österreichischen Ländern, in denen Bergbau umging, zur Bergakademie nach Schemnitz. Für herausragende Leistungen wurden sie mit besonderen Prämienmedaillen ausgezeichnet, die speziell für die einzelnen Fachrichtungen gestaltet waren. Auf der Vorderseite jeder dieser Medaillen ist das



Abb. 11: Medaille der Gewerkschaft Eisenhütte Westfalia Lünen anlässlich der Messe „bergbau '81“. (© Foto: Gewerkschaft Eisenhütte Westfalia)

Brustbild der Kaiserin zu sehen mit der Umschrift MARIA THERESIA PIA AUG. FEL. REI METALLURG. RESTAURATRIX (Maria Theresia, fromme Kaiserin, glückliche Erneuerin des Bergbaus) (Abb. 10 Mitte).

Die Medaille für besonderen Fleiß in der Markscheidekunst (Abb. 10 oben links) zeigt auf ihrer Rückseite drei Markscheider bei der Arbeit in einer Bergbaulandschaft. Im Hintergrund sind die Kirche und Häuser von Schemnitz angedeutet. Die Umschrift lautet: GEOMETRIAE MINERALOGICAE STUDIUM PRAEMIAT (Das Studium der Markscheidekunst soll belohnt werden).

Die Rückseite der der Bergbaukunst gewidmeten Prämienmedaille, auf die später noch einmal eingegangen wird (Abb. 10 oben rechts), zeigt fünf Pferdegöpel, ein Stollenmundloch und Bergleute bei der Ausübung unterschiedlicher Tätigkeiten. Der Göpel im Vordergrund ist aufgeschnitten und lässt den Schachtausbau und die Fördereinrichtung erkennen. Die Umschrift lautet: METALLI FODINARUM CULTURAE STUDIUM PRAEMIAT (Das Studium der Bergbaukunst soll belohnt werden).

Links unten zeigt die Abbildung 10 die Rückseite der Medaille für den Fleiß in der Probier- und Scheidekunst. Der Probierer steht im Laboratorium an einem Schmelzofen. Unter ihm ist in drei Zeilen der Bildtext angebracht: PROBATORIAE ET SEPARARTIS STUDIUM PRAEMIAT (Das Studium der Probier- und Scheidekunst soll belohnt werden).

Eine vierte Prämienmedaille wurde für den Fleiß bei der Münzprägung verliehen. Ihre Rückendarstellung ist in der Abbildung 10 unten rechts zu sehen. Als Gestaltungsmotiv wurde ein sogenanntes Stoß- und Druckwerk gewählt, das über Spindel und Balancier einen hohen Druck ausüben konnte. Die darüber angebrachte Schrift lautet: ARTIS MONETARIAE STUDIUM PRAEMIAT (Das Studium der Münzkunst soll belohnt werden).

Wesentlich jünger als alle bisher vorgestellten Beispiele ist die Medaille, die die ehemalige Bergbauzuliefergesellschaft Gewerkschaft Eisenhütte Westfalia, Lünen, aus Anlass der internationalen Fachmesse „bergbau '81“, die vom 11. bis 17. Juni 1981 in Düsseldorf stattfand, prägen ließ (Abb. 11). Die Vorderseite ist Stephan Graf Schlick gewidmet, neben seinem Konterfei stehen sein Name und seine Lebensdaten 1487-1526. Der umlaufende Text in der Runde weist Anlass und Urheber der Prägung aus: BERGBAU '81 · DÜSSELDORF 11.-17.6.1981 · WESTFALIA LÜNEN ·. Für das Abbild wurde ein eigener Prägestempel geschnitten nach Vorlage des Ölgemäldes aus Schweden (vgl. Abb. 4) und nicht auf ein von anderen Münzen und Medaillen her bereits bekanntes Porträt des Grafen Schlick zurückgegriffen. Die Rückseite der Westfalia-Medaille ist die exakte Wiedergabe eines historischen Vorbildes, nämlich der Prämienmedaille für besondere Leistungen in der Bergbaukunst aus Schemnitz (vgl. Abb. 10 oben rechts).

Der Graf von Schlick

Stephan Graf Schlick, Graf zu Passaun, Herr auf Elnbogen, Weisskirchen und Schlackenwerth, geboren am Heiligen Abend des Jahres 1487 auf Schloss Schlackenwerth in Böhmen, wurde mit 29 Jahren nach dem Tode seines Vaters Kaspar Schlick das Familienoberhaupt der Schlicks aus der Schlackenwerther Linie. Der Zusatz im Namen „Graf zu Passaun“ weist nicht etwa auf den deutschen Bischofssitz Passau hin, was bei der geografischen Nähe von Joachimsthal vielleicht vermutet werden könnte, sondern auf die italienische Grafschaft Bassano. Diese verloren die Schlicks an die Republik Venedig; seit dem Jahre 1928 heißt sie Bassano del Grappa. Den vollen Namen führten die Schlicks jedoch weiter.

Die Grafen von Schlick prägten in St. Joachimsthal seit Anfang des 16. Jahrhunderts aus der

gewonnenen Silber-Ausbeute ihrer Gruben den Guldengroschen, der 1520 vom böhmischen Landtag nachträglich sanktioniert wurde – allerdings ohne Zustimmung des Königs –, und machten mit ihrem Wirken die Bergstadt St. Joachimsthal mit dem späteren „Thaler – Joachimsthaler“ zur bedeutendsten Metropole des damaligen Silberbergbaus in Europa.

Das Schicksal der Schlickschen Münzprägung nach den Ereignissen des Jahres 1526 ist nicht so sehr durch die Geschichte der Familie bedingt, sondern die europäische Großmachtpolitik griff weit stärker ein, als es im späten Mittelalter üblich gewesen war. Stephan Schlick folgte im Jahre 1526 seinem König in den Türkenkrieg und zog mit acht Trabanten, 28 Pferden und drei Heerwagen an die Donau. Noch am 13. September 1526 schrieb aus Prag Herzog Karl von Münsterberg an die in der Heimat zurückgebliebene Gattin Margarethe, dass sowohl der König als auch Stephan Graf Schlick wohlbehalten in Pressburg lägen. Er konnte nicht wissen, dass bereits am 29. August die unglückliche Schlacht bei Mohacs geschlagen worden war. König Ludwig war im Morast eines Baches ertrunken. Stephan Schlick wurde vermisst.

Schlicks Brüder unternahmen zur Aufklärung alles nur Mögliche. Sie sandten im Jahre 1527 sogar zwei Boten nach Konstantinopel – ohne Erfolg. So galt denn Stephan bis zum Jahre 1528 als Oberhaupt der Familie, bis diese sich entschloss, das Vermutete als Tatsache anzuerkennen und seinen Bruder Hieronymus zum regierenden Herrn zu wählen. In den Geprägten der Jahre 1527 und 1528 kommt dies in dem Gegenspiel von Vorder- und Rückseite mit noch Stephan Schlick und bereits König Ferdinand sehr anschaulich zum Ausdruck.

Zu Stephan Graf Schlicks Andenken wurden mehrere Erinnerungsmedaillen geprägt. Das bleibende Denkmal in Form einer Münze hat er sich jedoch selbst gesetzt, auch wenn diese Münze nicht sein Abbild trägt: Den Joachimsthaler.

Dr.-Ing. Eckart Pasche, Willich